Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 40 (1964-1965)
Heft: 5

Artikel: Indische Impressionen
Autor: Bieri, Melanie
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1074356

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Indische Impressionen

von Melanie Bieri

Titelaufmachung und Illustration von Beni La Roche

Ein Autobus führt mich nach Poona. Bauern mit schwarzer Haut, einem Turban um den Kopf und den Dhotie um die Hüften geschlungen, sitzen oder stehen da. Die Weiße ohne Sitzplatz mustern sie mit erstaunt, mißbilligenden Blicken. Wer da sitzt, beobachtet mit geheimem Vergnügen, wie die Fremde im altersschwachen Gefährt hin und her pendelt, aber jeder bleibt auf seinem Platz. Man ist schließlich jetzt Herr im eigenen Hause. Als die Briten noch im Lande waren, gab sich der Einheimische unterwürfig: den im Autobus ersessenen Platz überließ er mit Groll im Herzen dem Weißen.

Heute weichen die Weißen diesen Du-auf-Du-Begegnungen mit dem einfachen Volke aus. Das Kräftemessen, bei dem sie sich als Unterlegene vorkommen, schadet, ihrer Meinung nach, ihrem Prestige. Was liegt im Lande der Tabus näher, als ein neues zu schaffen: es schicke sich für einen Weißen nicht, den Stadt- oder Überlandbus zu benützen.

Es wäre übertrieben, zu behaupten, eine weiße Frau stürze sich in ein Abenteuer, wenn sie allein aufs Land reise, aber eine Strapaze ist es, und, wenn sich die Europäerin zu einer solchen Fahrt entschließt, darf sie sich nicht vor dem Zusammensein mit fremdartigen Männern fürchten.

In Bombay. Ich begleite eine Ärztin und ihre Fürsorgerin ins Einheimischenviertel Mombavedi. Enge Gassen voll Unrat mit glitschigen Trottoirs nehmen uns auf. In diesem Schmutz reiht sich Laden an Laden. Die Firmenschilder tragen arabische Schriftzeichen. Reklametafeln preisen die Waren auf Urdu an, der Muttersprache der mohammedanischen Händler. In den Miniaturläden breiten die Verkäufer vor ihrer Kundschaft Arm- und Beinspangen, Ohrenklips und Ringe aus. In Indien ersetzt Schmuck dem kleinen Mann das Kassenbüchlein. Schmuck ist auch der einzige Besitz der Inderin.

Wir schlängeln uns durch Gassen und Gäßlein, überqueren eine Baustelle und stehen vor drei Garagen. Hier hat sich eine der zwölf Tuberkulose-Fürsorgestellen Bombays eingerichtet. Ein Teil der Patienten hat als einziges Dach den ewig blauen Himmel Indiens über sich. Ihre Adresse heißt: hier, irgendwo, nirgendwo. Nach der Arztvisite setzen sich Frauen und Kinder auf den Boden vor der Fürsorgestelle, bis der Mann und Vater, zum Beispiel einer der tausend Kulis, mit etwas Eßbarem zurückkommt. Nachts schläft die Familie unter freiem Himmel.

Ungefähr 200 Kilometer von Poona entfernt, auf der Hochebene des Dekklahn, mache ich die

Bekanntschaft von vier schweizerischen Missionarinnen. Mein Wunsch, das indische Dorfleben kennenzulernen, führt mich zu ihnen. Ihre Missionsstation ist in Rahata, einer 6000 Einwohner zählenden, malariaverseuchten Stadt ohne elektrisches Licht. Auf einer Straße voll Unrat, wo der Staub zehn Zentimeter hoch liegt, erreiche ich ihr Wirkungsfeld außerhalb der Stadt. Vor dem Dispensaire kauern Frauen in langen Schlangen; sie warten, bis ihnen die Krankenschwestern die Wunden verbinden, ihnen Medikamente geben oder sie in Säuglingspflege oder Hygiene beraten.

Der Missionsstation steht eine Luzerner Lehrerin vor. Sie leitet das Waisenhaus und die Mädchenschule. In den Schulräumen kauern die Mädchen mit untergeschlagenen Beinen auf dem Boden. In der gleichen Stellung und im gleichen Zimmer essen die Schülerinnen später ihren Hirsebrei, Tschappaties und Joghurt. Abends holen sie ihre Wolldecken von einem Gestell an der Wand, und da, wo sie tagsüber lesen, schreiben und rechnen, legen sie sich zum Schlafen nieder.

Opfer- und Helferwille der Missionarinnen beschämen die neugierige Touristin, die nur besichtigt, ohne zu helfen. Sie bewundert die Schweizerinnen, die auf diesem verlassenen Außenposten ausharren, ja in ihrer Arbeit aufgehen und den trostlosen Rahmen gar nicht bemerken.

Die Leiterin hat ihre eigenen Hausangestelltenprobleme. Nicht, daß es ihr an Arbeitskräften mangle; aber, damit die Arbeit auch wirklich getan werde, müsse man die Frauen und Töchter ständig überwachen. Das geregelte Leben sei ihnen zuwider, es fehle das Interesse an geordneter Tätigkeit. Nicht böser Wille, sondern Willensschwäche trage die Schuld.

Die Luzernerin vergleicht die Inder mit den Negern in Afrika, wo sie früher, bevor sie nach Indien kam, sechs Jahre gearbeitet hat. Die Neger seien viel zuverlässiger als die kastenlosen Inder. Den Afrikanern gebe der Stammeshäuptling Halt und Geborgenheit. Die Jahrhunderte dauernde Unterdrückung habe die Unberührbaren Indiens zu haltlosen Menschen gemacht.

Die Bestellung einer Autobus-Fahrkarte vermittelt mir wieder einmal Anschauungsunterricht über die landesübliche Trennung der Geschlechter. In den vordersten Reihen möchte ich einen Platz belegen, weil die altersschwachen Vehikel die Passagiere vorne etwas weniger durchschütteln als auf den hinteren Bänken. Mein Wunsch stellt den Schalterbeamten vor ein Dilemma: es scheint ihn zu genieren, mir eingestehen zu müssen, daß Inderinnen auf den hinteren Bänken zu sitzen haben und die besseren Plätze für die Männer reserviert sind. List scheint ihm der einzige Ausweg aus der verwickelten Lage. «Beschweren Sie sich aber bitte nicht, wenn Sie einen Mann zum Nachbar haben». Damit hofft er, die Lady werde nun merken, was sich ziemt. Meine Erklärung, ich hätte gegen einen männlichen Nachbarn nichts einzuwenden, bringt ihn sichtlich aus der Fassung. Schließlich behilft er sich so, daß er mir eine Frau als Nachbarin zuteilt. So bekomme ich den von mir gewünschten Platz, während Sitte und Anstand wenigstens einigermaßen gewahrt bleiben.

«Gott und die Götter mögen die Reisenden behüten», ist offenbar der fromme Wunsch des Chauffeurs. Über der Windschutzscheibe prangen neben seinem eigenen Konterfei ein Christus- und ein Buddhabild und drei Bilder von Hindugöttinnen.

Im Zug. Eine europäisch gekleidete Goanesin setzt sich neben mich. Sie redet perfekt englisch; von den indischen Sprachen beherrscht sie keine.

Die meisten Mitreisenden sind in eine Zeitung vertieft, indische und marathische. Die Goanesin – eine Christin – liest in einem Gebetbuch. Ein Mann mir gegenüber blättert in der «Times of India», einer der auf englisch erscheinenden indischen Zeitungen. Das Blatt ist englisch aufgemacht: selbst die Rubrik «Social events» fehlt nicht. Wie im fernen England will der Leser über Hochzeiten und gesellschaftliche Anläße der oberen Zehntausend unterrichtet werden. Der Inder mit der englischen Zeitung gibt seinem Hund aus einer richtigen Milchflasche mit Nuggi zu trinken. Eine hundefreundliche Dame erkundigt sich nach dem Alter des Tieres. Am 25. Dezember werde «she», die Hündin, drei Monate alt! Englischer Hundekult, von den Indern übernommen!

Ich teile das Zugsabteil mit einem Engländer und einer Sikh-Familie und ihrem vielen Gepäck. Aus einer Segeltuchhülle entrollen sie leichte Matratzen und Bettücher, die sie auf den Schlafpritschen ausbreiten. Alle Inder, die etwas auf sich halten, benützen in Gasthäusern und Zügen ausschließlich ihre eigenen Tücher und Matratzen.

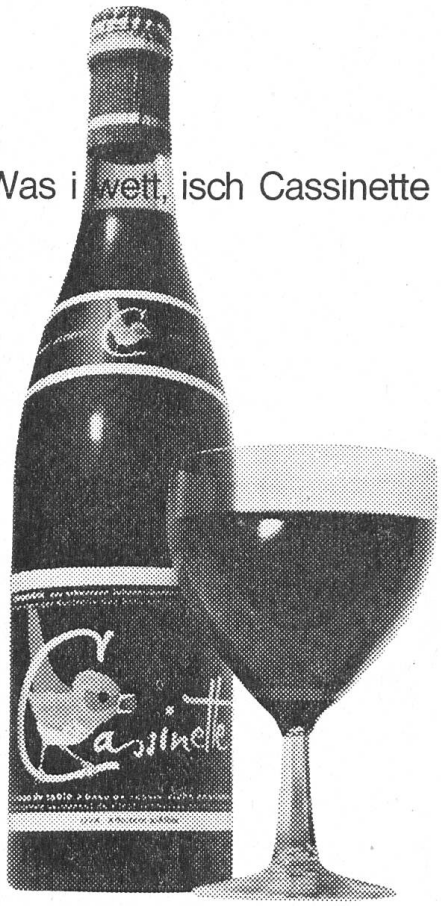
Die Sikh-Familie, Vater, Mutter und zwei Kinder, alle haben sich mit untergeschlagenen Beinen auf der Liegebank niedergelassen. Die Gewohnheit des Inders, seine Beine auch im Zug nicht von der Bank baumeln zu lassen, macht Sitzbänke zu unzweckmäßigen Einrichtungen. – Eine Eßkantine, ein tönerner Krug mit Wasser, ein Stühlchen mit Töpfchen für das zweijährige Mädchen ergänzen das Gepäck der jungen Familie. Die mit Blumen und Landschaften bemalte Thermosflasche, das unentbehrliche Reiserequisit des vermögenden Inders, baumelt dem Sikh, wie dem Amerikaner der Photoapparat, an einem Lederriemen von der Schulter.

An die buntbeturbanten Sikhs habe ich mich bereits gewöhnt und auch erfahren, warum sie so sonderbar aussehen. Sikhs sind Angehörige einer im Pandschab beheimateten Hindusekte, die keine Kasten kennt. Gläubige dieser Sekte haben die fünf Kakkars zu tragen, fünf Dinge, die, auf Pandschabi, ihrer Sprache, mit einem «K» anfangen: langes Haupt- und Barthaar, eiserner Armreif, hölzerner Kamm, Schwert und kurze Hosen. Immer mehr Sikhs setzen sich heute über diese Vorschriften hinweg. Außerhalb ihrer Heimat gehen sie selten in kurzen Hosen, vom langen Haupthaar und Bart jedoch trennen sich die meisten nicht einmal auf einer Europareise.

Etwa sechs Millionen Sikhs leben in Indien. Ihr eigenartiges Äußere fällt stets und überall auf. Man glaubt daher, sie seien viel zahlreicher als sie tatsächlich sind. Die großen und kräftigen Sikhs gelten als sehr kampftüchtig und werden von der indischen

Konstruvit
trocknet in der Tube nicht aus
Neu Konstruvit Geistlich
mit dem praktischen Verschluss
kann als Spachtel und zum Aufhängen der Tube verwendet werden
Klebstoff für jedermann
Konstruvit klebt Papier, Karton, Holz, Leder, Gewebe, Metall- oder Azetatfolien, Kunstleder, Schaumstoff, Plexiglas usw. auf Holz, Papier, Karton, Gips, Glas usw.
klebt rasch
zieht keine Fäden
trocknet glasklar auf
ist sehr ausgiebig
ist mit allen Farben überstreichbar
ist lösungsmittelfrei und geruchlos
Tuben zu Fr. 1.25 und 2.25, überall erhältlich

Was i wett, isch Cassinette



Cassinette ist gesundheitlich wertvoll durch seinen hohen Gehalt an fruchteigenem

Vitamin C

Ein ova-Produkt

Armee gerne als Berufssoldaten rekrutiert. Auch der Sikh in unserem Abteil ist Berufsoffizier.

Die beiden Kinder sieht man nur, hört sie aber nicht. Sie scheinen dem Idealbild viktorianischer Erziehung sehr nahe zu kommen. Bub und Mädchen haben ihr langes gewelltes Haar zu einem Knoten aufgesteckt. Zum Schlafen zieht der Vater seinen Turban ab, und ich muß gestehen, der Haarknoten auf dem Kopf eines bärtigen Mannes ist ein äußerst komischer Anblick.

Die tagelangen gemeinsamen Fahrten, die Neugierde des Inders, das Woher und Wohin zu erfahren, führen oft zu interessanten Reisebekanntschaften und kommen dem Wunsch des Touristen entgegen, Land und Leute kennen zu lernen. Trotz der großen Entfernung zwischen den Sitzbänken und der reichlich undeutlichen Sprache des Engländers nimmt der Sikh, ohne ins Gespräch einbezogen worden zu sein, bald daran teil. Seine Frau hält sich an das strenge Gebot, in Gegenwart ihres «Herrn und Gebieters» nur zuzuhören. Es ist mir nicht gelungen, sie während des Männergesprächs zwischen Sikh und Engländer zum Reden zu bringen.

Selbst Inderinnen, die von einem längeren Europa- oder Amerikaaufenthalt nach Hause zurückkehren, nehmen im Beisein ihrer Ehemänner nicht aktiv an der Konversation teil. War ich mit den Frauen allein, so antworteten sie auf meine Fragen wie der Schüler dem Lehrer. Eigentliche Gespräche ließen sich mit ihnen nicht führen.

In Guntala verläßt uns die Sikh-Familie, aber wieder kommt ein Berufsoffizier mit Frau und Kindern in unser Abteil. Sie stammen aus Kerala und gehören zum Volksstamm der Nair. Der Offizier heißt Menon, wie Krishna Menon, der ehemalige umstrittene Verteidigungsminister. In seinem Dhoti-Lendentuch kauert er auf der entfalteten Schlafrolle. Seine Frau, Stammhalterin, Trägerin des Familiennamens, schweigt während der 12stündigen gemeinsamen Fahrt ebenso ausdauernd wie die Frau des Sikhs.

Die Kinder beherrschen Englisch besser als Malayalisch, ihre Muttersprache. Die babylonische

Darum: FRAU + MANN

Zirkulan
in Apoth. u. Drog.
Origfl. Fr. 4.95
½ Lt. Fr. 11.25
Literfl. Fr. 20.55

Zirkulan hilft!
Tägl. 2 x Kräuterarznei
bei erhöhtem Blutdruck und Blutandrang nach dem Kopf, Schwindelgefühl, häufigem Herzklopfen, Arterienverkalkung, Zirkulations-Störungen während der Wechseljahre, Durchblutungs-Störungen in den Gliedmassen.
Dr. M. Antonioli AG, Labor, Zürich

Sprachverwirrung in Indien und die ständigen Versetzungen des Offiziers hat die Eltern bewogen, ihre Kinder in einer englischen Missionsschule erziehen zu lassen, damit sie Englisch wie eine Muttersprache erlernen.

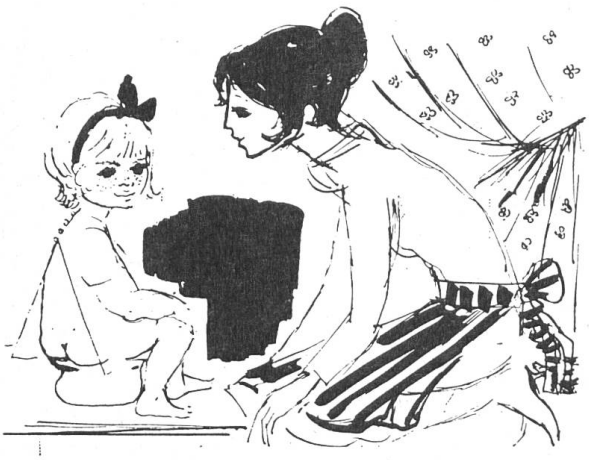
Wie wir unserem Ziel näher rücken, legt Herr Menon seine indischen Kleidungsstücke ab und zieht einen tadellosen europäischen Anzug, Socken und Schuhe an. Seine Frau wäscht die Kinder und steckt sie in saubere Kleider. Sich selbst wickelt sie in einen frischen Sahri. Der Inder richtet sich im Zug gerne häuslich ein, indem er sich mit allerhand Hausrat umgibt und seine alten, abgetragenen Hüllen anzieht.

Im Bahnhof von Coimbatore. Mütter führen Kinder an der Hand, die nur eine Schnur um den Bauch und Arm- und Beinspangen anhaben. Mädchen tragen weiß-rot-gelbe Blumenkränze im Haar. Da ich blumengeschmückten Mädchen und jungen Frauen seit zwei Wochen täglich begegne, vermute ich schließlich, daß sie sich nicht für ein Fest, sondern für den Alltag schmücken.

Polizisten promenieren auf und ab. Ihre Uniform ist ein west-östlicher Kompromiß: Bluse und kurze Hose (Shorts) aus khakifarbenem Militärtuch, dazu Kniestrümpfe, auch khakifarben, und schwarze hohe Schuhe. Der beige-rot gestreifte mächtige Kopfputz war das Zugeständnis der Engländer an die Ortstracht.

Noch farbiger sind die Kulis. Rot leuchtet ihr Turban und ihre hüftlange Hemdbluse. An die Hundert maschieren auf und gehen in Stellung. In geschlossener Linie kauert Mann an Mann dem Bahngeleise entlang. Keinem Aussteigenden soll es gelingen, ohne ihre Dienste den Bahnhof zu verlassen. Europa mangelt der dienstbaren Geister, Indien hat sie im Überfluß. Es gehört zu den Lichtseiten einer Indienfahrt, nicht um einen Gepäckträger kämpfen zu müssen, sondern von ihnen umworben zu sein. Das Zuviel in Indien erträgt sich entschieden besser als das Zuwenig daheim.

Kerala ... Wir fahren über einen Fluß, dann einer Lagune entlang. Kleine Inselchen mit Kokospalmen liegen im stillen Wasser. Da und dort berühren sie



In guter Luft
fühlt man sich wohl...

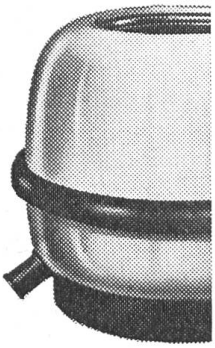
Ein wohnliches Zuhause, ein Heim, in dem sich Gatte, Kinder, Gäste so richtig wohlfühlen, dazu gehört auch gute Luft. Saubere, frische Luft, zu jeder Zeit. Das ist so einfach mit air-fresh. Original air-fresh, das unerwünschte Gerüche nicht nur überdeckt, sondern wirklich und sofort beseitigt. Jeden Tag air-fresh, für die vollendete Haushaltpflege.

air-fresh

eine Selbstverständlichkeit
im gepflegten Heim

Wäsche trocknen leicht gemacht

In 3 Minuten: 10 kg Gross- oder Kleinwäsche bügeltrocken.
Enorm leistungsfähig: ganze Waschmaschinenfüllung auf einmal! Sogar Wollsachen und feinste Gewebe.
Ueberall aufstellbar. Stets zur Hand und leicht versorgt.
Diese zu Zehntausenden bewährte elekrische Wäschezentrifuge kostet **nur Fr. 186.–**
Verlangen Sie den Gratisprospekt vom Fabrikanten:



SATURN AG Urdorf ZH Tel. 051 986 986

sich beinahe; das Kind in uns spürt Lust, vom einen zum anderen zu hüpfen. Die Meeresarme, von den Engländern Backwaters genannt, greifen 200 Kilometer und mehr ins Land hinein. In den Kokospalmenhainen verstecken sich kleine und kleinste Dörfer. Die strohgedeckten Dächer ihrer Häuser sind an den Rändern hochgebogen, ihre Dachgiebel gleichen denen der Pagoden.

Kerala ist das Land der Kokospalme. Diese hochragenden Bäume haben sich mir in der Erinnerung tief eingeprägt. Sie haben keine Äste. An der Spitze des Stammes sprießt ein Strauß Blätter; wo sie auseinanderfächern, sitzt die grüne, kindskopfgroße Kokosnuß. Der Stamm ist biegsam fast wie eine Weidenrute. Bald steht er kerzengerade in den Himmel, bald schwingt er im Wind über die Wasser der Lagune.

Fremdartig, bizarr, oder auch eintönig, dünkte mich bis jetzt die Landschaft Indiens. Man muß sehr bereit und offen sein, um sich in diese andersartige Welt einfühlen zu können. In Kerala jedoch kommt der Anreiz von der Landschaft selbst und zieht alle, die in gemäßigten Zonen zuhause sind, in ihren Bann.

Zauberhaft wirkt die Malabarküste. Sie ist genau so, wie man sich Gegenden mit tropischer Vegetation vorstellt. Aber diese reizende Landschaft wird den ausländischen Touristen vorenthalten. Man lenkt sie nach Adschanta, Madura, Mahalipuram, Konarak, wo sie indische Kunst zu sehen bekommen, zu der, seien wir offen, nur wenige den Zugang wirklich finden.

Es heißt, Kerala sei nicht für Touristen eingerichtet, darum werbe die Provinz auch nicht um fremde Gäste. In der Tat bieten westlichen Komfort nur das Malabar-Strandhotel in Cochin und das stets überfüllte Mascot-Hotel in Trivandrum. Bis irgendein Hotelmagnat Kerala entdeckt, wird es nicht auf dem Programm der Reiseagenturen stehen.

Kerala ist ein einziger Garten. Siedlung reiht sich an Siedlung. Landschaftliche Reize paaren sich mit Fruchtbarkeit. Außer Kokosnüssen wachsen an der Malabarküste Bananen, Mangopflaumen, Jackfrucht, Kardamom, Tapioka, Reis, und, an den Abhängen der Westghats, Kaffee und Tee.

Die menschlichen Behausungen unter den Kokospalmen und in den Bananenhainen faszinieren mich. Wem es bestimmt ist, sehr arm zu sein, dem dürfte dieses Los in Kerala leichter zu ertragen sein als in den dörflichen Steinhaufen Zentral- und Nordindiens.

Es ist an der Zeit, weiterzureisen, will ich mein Programm einhalten und die «Viktoria» erreichen, auf der ich ein Jahr zuvor eine Kabine gebucht habe. Man solle nicht planen, sondern alles dem Zufall überlassen, vertreten unbekümmerte Weltreisende. Wer mit Jahren rechnen kann, mag diesen Reisemodus wählen, wer nur über Monate verfügt, tut besser, sich an einen Plan zu halten.

Der Beamte in Ernakulam, im Auskunftsbüro des Südbahnhofs, kennt sich im Fahrplanlesen leider nicht aus. Dafür ist er hilfsbereit und führt mich zum Bahnhofvorstand. Der liest aus einem englischen Kursbuch die Zugsverbindung heraus: Quilon ab acht Uhr früh, Madura an sieben Uhr abends. Für den Anschluß nach Dhanushkodi muß er einen Fahrplan in malayalischer Sprache konsultieren. Er und zwei andere Beamte beugen sich über die fremden Schriftzeichen. Sie schlagen nach, blättern vor- und rückwärts, beraten, schlagen erneut nach, erwägen, überlegen nochmals. Schließlich, nach einer Stunde, begreife ich, daß ein Kursbuch in malayalischer Sprache für diese indischen Beamten ein Buch mit sieben Siegeln ist.

Zur Überfahrt von Ernakulam nach Alleppy über die Lagune benütze ich das Kursmotorboot. «Alleppy, Alleppy» schreit ein Junge rhythmisch in immer gleichem Tonfall. Sein ausgestreckter Arm weist den Weg zum Boot und erspart mir das Durchfragen an der Schifflände. Selbst als das Boot bereits von Passagieren, Bündeln, Säcken überquillt, wirbt der Junge in höchster Lautstärke um weitere Kunden.

Noch liegen wir vor Ernakulam, und schon hat mich die buntgemischte Zufallsreisegesellschaft über ihr Woher und Wohin aufgeklärt. Ein Parse mit seiner Frau, ein Hindu-Hochzeitspaar, ein Sanyasi-Bettelmönch und ein einheimischer Student sind für die nächsten acht Stunden meine Gefährten.

Der Sanyasi redet in malayalischer Sprache eindringlich auf seinen dunkelhäutigen Nachbarn ein. Er liest ihm aus der Schrift vor und versucht ihn zu überzeugen, daß das Heil nur im beschaulichen Leben liege. Später prophezeit er den Bootsinsaßen die Zukunft aus der Hand. Indien ernährt fünf Millionen dieser Gottesmänner, die keinen Brotberuf haben. Mit einer Wolldecke als einzigem Reisegepäck ziehen sie durchs Land und leben von der Mildtätigkeit der Menschen.